# Mariaborn

oder

# Das Birgeler Pützchen

(Kreis Heinsberg)

nach Geschichte und Legende

z. T. einer alten Handschrift entnommen von

M. J. Gansweidt,
Ehrendomherr von Porto Alegre

Mit kirchlicher Druckgenehmigung.

Kevelaer 1929.
Butzon & Bercker G. m. b. H.
Verleger des Heiligen Apostolischen Stuhles.

## Gruß an Maria.

Wir möchten gern, Maria, dir
Den schönsten Gruß der Liebe singen,
Doch, ach, als Sünder zagen wir,
Dir unsern armen Gruß zu bringen.

Dein Herz auf Erden, tugendschön,
Sang liebentbrannte Sehnsuchtslieder,
Und singend lockt es aus den Höh'n
Der Gottheit süß Erbarmen nieder.

Der auf drei Fingern trägt die Welt
Und Pracht verleiht dem Engelschwarme,
Ward Mensch in deines Schoßes Zelt,
Lag wimmernd dir als Kind im Arme.

Mit diesem, den dein Schoß gebar —
Mit Gott — gingst du durchs Opferleben
Und hast ihn auf dem Kreuzaltar
Zur Sühne weinend hingegeben.

Und nun bist du als Königin
Ins höchste Himmelslicht erhoben;
Du strahlst durch alle Welten hin
Als Prachtgebilde Gottes oben.

Dein Kleid wie lichter Sonnenglanz,
Zwölf Sterne um des Hauptes Krone
Und unter dir die Schöpfung ganz:
So sitzest du auf hehrem Throne.

Laß uns nach dieser Erdennacht,
Wenn Trug und Träume uns vergehen,
Laß, Mutter, dann zur Ehrenwacht
Uns ewig deinen Thron umstehen!

# Imprimatur.

Porto Alegre, 30 de Março de 1929.

† **João Becker,**
Arcebispo Metr.º de Porto Alegre.

# Vorwort.

Seit frühester Jugend bin ich ein eifriger Verehrer der schmerzhaften Gottesmutter vom Birgeler Pützchen gewesen. Die einsame Lage, die traute Stille, das ergreifende Bild der schmerzhaften Mutter, die sinnreichen Sprüche, die vor dem Kapellchen angebracht sind: das alles stimmt mächtig zur Andacht und zog mich von Kindheit auf gleichsam mit geheimnisvollen Kräften an.

Damals schon forschte ich nach dem Ursprunge des Gnadenortes, konnte aber wenig entdecken. Zufällig hörte ich dann, daß darüber in Roermond eine alte Handschrift liege. In meiner Ferienzeit 1895 begab ich mich auf die Suche nach dem fraglichen Dokument. Ich ging durch die Roermonder Allee von Haus zu Haus und wurde schließlich nach einer Villa verwiesen, wo das alte Schriftstück liegen sollte. Das die Tür öffnende junge Mädchen gab die Erklärung ab, ihre Mutter, die tatsächlich ein solches Papier in Verwahr habe, sei zur Stunde abwesend, ich möchte später wiederkommen. Erst in den Ferien des folgenden Jahres sprach ich abermals vor. Die Frau war zuhause, teilte mir aber mit, ein Kaplan habe die Urkunde mitgenommen. Auf meine Frage, ob sie den Inhalt kenne, erzählte sie mir, was sie wußte und was ich flüchtig niederschrieb. Lange haben die Notizen dann unter allerlei Papieren in meinem Koffer gelegen. Sie sind nach Brasilien und hier von Ort zu Ort mit mir gewandert. — Voriges Jahr schrieb mir Franz Schmitz aus Birgelen: „Am 1. Sonntag im Mai ist am Pützchen ein großes Fest. Viel Heimatgeschichte wird hier geschrieben, allein über das Pützchen weiß man wenig — wissen Sie nichts?" — Da holte ich meine vergilbten Notizen wieder aus dem Staub, vereinigte sie mit dem, was ich aus anderen Quellen noch wußte, und brachte das Ganze in einen kleidsamen Rahmen. Das ist die Geschichte der vorliegenden Schrift.

Das bescheidene Büchlein, das in vielen Punkten sich nur auf Sage und Überlieferung stützt, will infolgedessen keineswegs als historisches Dokument bewertet sein, sondern sucht vor allem darin seinen Lohn zu finden, die Andacht zur heiligen Gottesmutter vom Birgeler Pützchen in etwa zu heben und zu verbreiten.

Porto Alegre, den 24. Februar 1929.

Der Verfasser.

## 1. Die Vorgeschichte von Birgelen.

Das erste von der Geschichte erwähnte Volk, das die Gegend zwischen Rhein und Rur bewohnte, waren die Kelten — ein indogermanischer Stamm, der um den Anfang des ersten Jahrtausends vor Christus sich vom Urvolk in Zentralasien losrennte und den westlichen Teil Europas überflutete. Es war eher ein kleiner als großer Menschenschlag mit rundlichem Gesicht, mit schwarzem Haar und schwarzen Augen. Dieses Volk lebte hauptsächlich von Viehzucht, von Ackerbau und Jagd.

Vor den Kelten hatte ein anderer indogermanischer Stamm vom Urvolk in Mittelasien sich losgetrennt und bewohnte den nordwestlichen Teil Europas. Diese waren von großem Körperbau, hatten zumeist ein längliches Gesicht, blondes Haar und blaue Augen. Im 2. Jahrhundert vor Christus rückten sie nach Süden vor. Teils nahmen sie friedlich die verlassenen Sitze der Kelten ein, teils drängten sie diese mit Waffengewalt vor sich hin oder zwangen sie unter ihre Herrschaft.

Die auf solche Art vom rechten auf das linke Rheinufer verdrängten Kelten wurden von ihren südlichen Stammesgenossen „Germanen", d. h. Nachbarvolk, genannt. Nachher dehnte sich der Begriff des Wortes auf alle Völker aus, die rechts vom Rheine wohnten und wurde im Laufe der Zeiten die allgemeine Benennung für den blonden Volksstamm des nordwestlichen Europas oder die nachherigen und die heutigen Germanen.

Um die Mitte des 1. Jahrhunderts vor Christus kamen unter Anführung Cäsars vom Süden her die Römer und hielten die Wanderung der vorstoßenden Germanen auf. Cäsar, der den germanischen Fürsten Ariovist im Jahre 58 vor Christus bei Nieder-Aspach, westlich von Mülhausen, entscheidend schlug, machte den Rheinstrom der ganzen Länge nach zur römischen Grenze,

legte Festungen und römische Kolonien an. Unter andern entstanden damals die Siedelungen und späteren Städte: Köln (Colonia), Bonn (Bonna), Koblenz (Confluentia), Mainz (Moguntiacum) usw. usw.

Zu jener Zeit wohnte auf dem rechten Rheinufer, etwa von der Sieg bis über die Lahn hin, ein westgermanischer Volksstamm, die Ubier genannt. Von ihren östlichen und südlichen Nachbarn sehr bedrängt, schlossen sie sich den Römern unter Cäsar an und ließen sich durch dessen General Agrippa auf das linke Rheinufer übersetzen, von wo aus sie sich dann ausdehnten bis über die Rur und deren linke Zuflüsse hinaus. Sie nahmen zum größten Teile von ihren römischen Gönnern Sprache, Bildung, Gebräuche und Sitten an.

In diesen Tagen der römischen Herrschaft soll auch Birgelen unter dem Namen „Virgulae", d. h. Ruten, entstanden sein. Die Römer besaßen, wahrscheinlich damals schon, auf der Höhe des jetzigen Friedhofsberges eine Art Tempel, wo sie ihre Götter verehrten. Die vor einigen Jahren auf dem Birgeler Friedhof gefundenen Bruchstücke römischer Dachziegel sprechen stark für diese Annahme. (Siehe „Heimat" 3—48, bei Joppen, Heinsberg). Der Name soll, wie überliefert wird, daher kommen, daß zwischen der jetzigen Heerstraße und den nördlichen Anhöhen viel kleines Gesträuch wuchs, das vom weidenden Vieh beständig abgefressen und kurz gehalten wurde. Es waren und blieben fortwährend kleine Ruten — Virgulae. — Andere Gelehrte halten Birgelen für eine Ableitung des keltischen Wortes „Bergeloh" d. h. Wald am Berge.

Im 3. Jahrhundert nach Christus durchbrachen die Germanen die Rheinbefestigung der Römer und stürmten unaufhaltsam nach Süden vor bis über Italien und das Mittelländische Meer hinaus. Das war die sogenannte Völkerwanderung. Durch diesen Vorstoß kamen die roma-

nisierten Volksstämme auf dem linken Rheinufer wieder unter germanische Herrschaft und nahmen aufs neue germanische Sprache und Sitte an.

In der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts schickte Theodardus, Bischof von Maastricht, zu dessen Sprengel die Rurgegend gehörte, die ersten Missionare aus der Benediktinerabtei Stablo durch seine ausgedehnte Diözese, um die noch heidnischen Völker zum Christentum zu bekehren. Allein fast überall stießen sie auf die Hartnäckigkeit der alten Germanen, die von der Neuerung nichts wissen wollten und am überlieferten Väterglauben festhielten.

Birgelen und Umgegend widerstand ebenfalls lange den Bekehrungsversuchen und wurde erst durch den heiligen Lambertus für das Christentum gewonnen. Aber selbst dann bekehrte sich anfangs nur ein geringer Teil. Jahrelang blieb die große Mehrzahl grollend und mißtrauisch abseits stehen und war bemüht, das begonnene Werk wieder zu zerstören. — Um diesen Widerstand der Heiden besser zu begreifen, schauen wir uns die Lebensverhältnisse des germanischen Altertums etwas näher an.

* * *

Die alten Deutschen oder Germanen bildeten ein abgeschlossenes Volk für sich mit besonderer Eigenart und Sprache, zerfielen aber staatlich in eine Menge kleiner unabhängiger Stämme, die von Fürsten oder Königen regiert wurden.

In jedem Stamm machten die Freien — Frilinge oder Kerle genannt — die Hauptmasse des Volkes aus. Über sie erhob sich der Adel mit dem Fürsten oder König an der Spitze. Unter ihnen standen die Unfreien — Knechte oder Sklaven geheißen — die rechtlos waren wie das unvernünftige Hausvieh und von ihren Herren nach Belieben getötet oder verkauft werden konnten. In Wirklichkeit aber war ihre Lage meistens nicht allzu hart. Sie mußten das Vieh hüten, das Land bebauen, die Ernte

einholen, dazu aber auch alle groben Hausarbeiten verrichten. Kurz und gut, sie waren das Arbeitsvolk, während die freien Männer weiter nichts taten als müßig gehen oder höchstens dem Jagdvergnügen obliegen.

Frauen und Kinder standen unter der Botmäßigkeit des Mannes, der Mann aber unterstand dem Staate, und das Schicksal des letzteren lag in den Beschlüssen der Versammlungen, die von den Frilingen hin und wieder abgehalten wurden.

Der Staat, in der Regel klein, war eingeteilt in Dorfschaften und Gaue. Der Acker gehörte der Dorfgemeinde; wer Mitglied der Gemeinde war, hatte auch entsprechenden Anteil am gleichmäßig verteilten Ackerland. Der Reichtum einer Familie beruhte demnach nicht auf dem Besitz an Grund und Boden, sondern auf dem Eigentum von Haus und Hof, von Sklaven, Vieh und Gerät. Wald und Weide jedoch pflegten mehrere Dorfgemeinden, die einen Gau bildeten, gemeinsam zu besitzen.

Der Ackerbau war eher eine rohe Feldgraswirtschaft als eine vernünftige Ausnützung des Bodens. Hatte das Grundstück eine oder zwei Ernten abgegeben, so blieb es als „Dresch" liegen, bis es sich wieder erholt hatte. Man baute Hafer, Gerste, Roggen, Weizen, dazu einiges Gemüse und Flachs. Die Viehzucht hatte eine höhere Bedeutung als der Ackerbau, und die Jagd mußte noch einen erheblichen Teil zum Unterhalte beitragen. An Haustieren hatten die Germanen Pferde, Rinder, Schafe, Schweine und Hunde; an Geflügel namentlich Gänse und Enten. Hühner waren noch unbekannt. Milch und Käse, Brei und Brot und vor allem Fleisch bildeten die Nahrung; Bier, damals Met genannt, war das bessere Getränk.

Ihre Kleidung bestand aus gegerbten Tierfellen oder aus Woll- wie Linnenstoff, den die Frauen sponnen und webten. Eisen und Bronze waren noch wenig bekannt. Der gewöhnliche Mann stellte sich Waffen und Geräte

aus Holz oder Stein her. — Die Wohnung war meistens ein rohes Blockhaus mit einem einzigen Gemach für alle. Daneben stand eine durch Dünger, Laub und Reisig gegen Frost geschützte kellerartige Winterstube.

Das Gericht, damals „Ding" geheißen, bildete die versammelte Gemeinde mit dem Richter als Vorsitzenden. In der Regel wurde es an heiligen Opferstätten im Walde gehalten. Rechtfertigungsmittel und Beweise der Unschuld waren, abgesehen von den Aussagen der Zeugen, der Eid und das Gottesurteil, welch letzteres zumeist in der Feuerprobe bestand.

Die Germanen glaubten an ein Fortleben der Seele nach dem Tode und an eine Trennung derselben vom Körper im Schlaf. Die vom Leib getrennte Seele konnte, wie angenommen wurde, sich nach Belieben in allerlei Tierformen kleiden. Die Erinnerung an diesen Irrtum lebt heute noch fort im Glauben an Werwölfe, Gespenster und Hexen.

Als höheres Wesen verehrten die Germanen den obersten Gott Tonar, der Macht hatte über Donner und Blitz, über Wind und Regen. Ihm wurden Tiere und Früchte, in wenigen Stämmen auch Menschen geopfert. Sein Andenken ist uns im Worte „Donnerstag", d. h. Tag des Tonar, erhalten geblieben. — Unter den weiblichen Gottheiten ragte Fria oder Frigg hervor, Tonars unsterbliche Gemahlin. Sie war die Göttin der mütterlichen Erde, der Häuslichkeit und der Ehe. Von ihr haben wir das Wort „Freitag", Tag der Fria herübergenommen. Ihr Andenken lebt noch fort in der Sage von der guten Frau Holle.

Die Verehrung der Götter geschah im Walde und bestand hauptsächlich in Opfern, die durch Priester oder Priesterinnen, Druden genannt, dargebracht wurden. Ein Baum, meistens eine Eiche, oder eine Quelle galt als Sitz der Gottheit.

Auch den Seelen der Verstorbenen wurden Opfer dargebracht, um ihnen Beistand zu leisten. Der Glaube daran lebt noch fort im Leichenschmaus. Selbst den bösen Geistern brachte man Opfer dar, um ihren Zorn zu besänftigen. Man ließ nach der Ernte Früchte für sie auf dem Felde zurück. Der Brauch, Garben nach der Ernte auf dem Felde stehen zu lassen, bestand noch in meiner Jugendzeit; sie waren jedoch damals eine Gabe für den Küster als Lohn für sein früheres Mittagläuten.

Regelmäßige Opfer wurden viermal im Jahre dargebracht, bei Beginn der vier Jahreszeiten. Das größte Opferfest jedoch war immer im Sommer am Tag vor der Sonnenwende, um als Lohn von den Göttern eine reiche und ergiebige Ernte zu erlangen.

## 2. Der Taufbrunnen des heiligen Lambertus.

So bestanden auch in der Umgebung von Birgelen verschiedene Opfer- und Dingstätten, deren Erinnerung und Überbleibsel uns bis auf den heutigen Tag sind erhalten worden. Eine derselben war die Dingeiche, im Volksmund Deng-Eek genannt, die in der Nähe des Scharbaches stand neben dem Wege, der von Birgelen nach Arsbeck führt. In meiner Jugend war der Stumpf noch vorhanden und grünte den Sommer durch, obgleich er von unten bis oben hohl war und häufig von der spielenden Jugend ausgebrannt wurde. Allerlei Spukgeschichten knüpften sich an diesen uralten Baum, sodaß ängstliche Personen abends nicht, ohne sich zu bekreuzigen, an ihm vorbeizugehen wagten. — Eine andere Opferstätte war der sogenannte „Hoferberg" im Offenbruch, der auch heute noch besteht und allen Bewohnern der Umgegend zur Genüge bekannt ist. Man sieht, daß er künstlich aufgeworfen wurde und wichtigen Zwecken gedient haben muß. Zur Zeit meiner Kindheit war er mit dicken Bäumen bewachsen. Nachgrabungen, die man vor einigen

Jahren unternommen, haben karolingische Scherben zu Tage gefördert.

Ähnlich war auch der Ort, wo das Birgeler Pützchen sich befindet, im grauen Altertum eine heidnische Opferstätte. Es erhob sich hier zur Zeit der alten Germanen eine mächtige Eiche mit vielem Geäst, die dem Gott Tonar geweiht war. Am Fuße des Baumes entsprang ein kleiner Quell, den fromme Hände zu einem Brünnlein ausgegraben hatten. Er war der Göttin Fria gewidmet, und das Wasser, das er enthielt, hatte nach damaligem Glauben eine große Heilkraft bei allerlei Krankheiten.

Unter der Krone des Baumes versammelten sich oft die Gaugenossen der Umgegend und hielten ihre Opferfeste. Im knorrigen Geäst hingen sie ihre Waffen auf. Als Schlachtaltar diente in Ermangelung eines Steines ein hoher dicker Holzblock, der neben der Eiche stand, und auf dem die Opfertiere, gewöhnlich Füllen oder Rinder, durch die Hand des Priesters getötet wurden. Am Boden über einem großen Feuer war auf hohen Steinen ein mächtiger Kupferkessel aufgestellt. Das Wasser, das darin zum Sieden gebracht wurde, war der nebenanfließende Friaquelle entnommen. Lauch und Mistel, denen man Zauberkraft zuschrieb, um böse Einflüsse fernzuhalten, durften nicht fehlen und wanderten gleichzeitig mit dem Opferfleisch in den Bauch des Kessels, damit alles zusammen gekocht und gesegnet werde.

Wenn dann der Brodem siedete und wallte, nahm die Drude eine Hand voll Getreide, ging in gemessenem Schritte dreimal segensprechend um die Opferstätte und warf die Körner in das flackernde Feuer. Darauf traten blumenbekränzte Kinder auf, Mädchen und Knaben, die Zweige und Blätter heiliger Kräuter in Binsenkörbchen trugen. Die Opferstätte langsam umwandelnd, sprachen sie fromme Sprüchlein und warfen das Grün in die Flammen.

Schließlich wurde mit Schalen die Opferbrühe aus

dem Kessel herausgeschöpft und den Teilnehmern zum Trinken rundgereicht. Desgleichen erhielt auch vom Fleisch und von den Zauberkräutern jeder seinen Anteil und verzehrte es mit gläubiger Andacht.

Damit war das Opferfest zu Ende. Gewöhnlich graute der Morgen, wenn Feier und Schmaus vorüber waren. Dann nahmen die Männer ihre Waffen wieder herunter von der Eiche, und die Menge zerstreute sich auf dämmerigen Pfaden nach allen Richtungen des Urwaldes.

Auch in Birgelen und Umgegend waren die vom Maastrichter Bischof Theodardus entsandten Mönche erschienen, um den heidnischen Irrtum auszurotten und das Volk zur Annahme des Christentums zu bewegen. Aber wie an vielen andern Stellen, so scheiterten auch hier alle Bemühungen an der Hartnäckigkeit der Bewohner. Unverrichteter Sache mußten die Glaubensboten wieder abziehen.

Kurze Zeit darauf wurde Bischof Theodardus, als er auf dem Wege war, die vom König Childerich II. geraubten Kirchengüter zurückzufordern, im Walde von Räubern überfallen und ermordet. Sein Nachfolger wurde Lambertus, der, 633 zu Maastricht von vornehmen und einflußreichen Eltern geboren, der Welt schon früh den Rücken gekehrt und sich dem Priesterstand zugewendet hatte. Allein schon bald mußte er seinen Bischofssitz verlassen und floh mit zwei Dienern nach der Benediktinerabtei Stablo in Belgien, wo er als Mönch ein Leben der tiefsten Frömmigkeit führte. Noch heute zeigt man dort im Garten die Stelle, an der das Kreuz stand, zu dessen Füßen er einst aus Gehorsam, nur leicht mit einem Überwurf bekleidet, die Nacht im Schnee zubrachte. Im Jahre 682 konnte er seinen Bischofssitz wieder einnehmen. Er begab sich mit einem kleinen Gefolge nach Maastricht zurück, wo er auch fernerhin wohnen blieb.

Von da ab bereiste er häufig seine ausgedehnte Diözese, um die Bewohner, die zum größten Teil noch Heiden

waren, zum Christentum zu bekehren. Eine wichtige Hilfe erstand ihm hierbei in den iroschottischen Mönchen, die ihrer zwölf an Zahl unter Führung des Priesters Willibrord an der Rheinmündung eintrafen, um das Evangelium zu predigen. Sie erhielten unter anderm in unserer Gegend ein Gut zu Süstern mit Kirche und Kloster; später noch ein zweites auf dem jetzigen Odilienberg bei Melick.

Auf seinen Missionsreisen kam der Bischof Lambertus in Begleitung mehrerer Mönche auch nach Birgelen, das damals noch heidnisch war. Ihm leuchtete sofort ein, daß er es hier weniger mit einem böswilligen und widerspenstigen, als vielmehr mit einem biederen und edelgesinnten Volke zu tun hatte. Nur Mangel an Überzeugung von der einen Wahrheit, nur unverbrüchliche Treue gegen den altüberlieferten Väterglauben waren die Ursache seines Widerstandes gegen die neue Lehre. Diese Gediegenheit des Charakters, dieses unwandelbare Festhalten an dem, was sie nach ihrer Meinung für wahr und richtig hielten, waren kostbare Eigenschaften, die nicht zerstört werden durften, vielmehr durch Jesu Lehre veredelt werden mußten. Einmal überzeugt von der Wahrheit des Christentums, würden diese Menschen eine herrliche Grundlage bilden für christliches Leben und christliche Tugend.

Schwierig war die Aufgabe, jedoch erhaben das Ziel. Es durfte nicht gezaudert werden. Dem heiligen Bischof kam anfänglich der Gedanke, so vorzugehen, wie später der heilige Bonifatius es getan, der mit eigener Hand die Donnereiche der Heiden fällte, um das Bollwerk ihres Glaubens zu zerstören. Aber er änderte wieder seinen Plan. Wohl sollte der alte Heidenglaube an den Opferstätten selbst erschüttert werden; doch nicht vollständig zerstören wollte er, was vorhanden war. An die alten heidnischen Vorstellungen knüpfte er an; an Tonars Stelle sollte Christus treten, an Frias Statt sollten sie Maria, die Mutter Gottes verehren.

Er ließ also zu der heidnischen Opferstätte, dorthin, wo jetzt das Pützchenkapellchen steht, eine allgemeine Gauversammlung einberufen. Auf seine Einladung hin erschienen auch die Germanen der Umgegend, teils aus Neugierde, um sich das Schauspiel zu betrachten, teils mit Ingrimm im Herzen, um nötigenfalls ihre Opferstätte mit Waffengewalt zu verteidigen.

Da bestieg der Bischof den noch vom Blute rauchenden Schlachtblock und hielt an die Versammlung eine flammende Ansprache. „Mein gutes Volk von Birgelen und Umgegend," sprach er, „man hat dich irre geführt in der Verehrung und Benennung deiner Gottheiten. Der wahre Gott heißt nicht Tonar oder Wodan, wie ihr bis jetzt geglaubt, sondern Jesus Christus, welcher der Gott aller Menschen ist. Allein der Name hat wenig zu bedeuten, auf die Person kommt es wesentlich an. Der Gott, den wir alle anbeten, sowohl ihr, die Bewohner dieses schönen Landes, als auch wir, die wir als Freunde zu euch gekommen sind, er ist der höchste und einzige Gott, derjenige, der alles gemacht hat und auch jetzt noch alles regiert. Er ist der Gott des Donners und der Blitze, der Gott der Hitze und der Kälte, des Regens und der Stürme. Er leitet am Himmel mit allmächtiger Hand Sonne, Mond und Sterne; auf Erden erhält er uns sorglich das Vieh, gibt uns gute Ernten und beschützt unser Leben, unsere Kraft und unsere Gesundheit.

Dieser Gott ist einst, wie ihr wohl noch nicht gewußt habt, vom Himmel auf die Erde gekommen, wurde Mensch und brach die Gewalt der bösen Geister, damit sie uns nicht mehr schaden können. Eine Mutter hatte er auch dem Leibe nach, als er Mensch wurde, eine liebliche, fromme Jungfrau. Die hieß Maria. Es mag wohl diejenige sein, die auch ihr verehrt, aber irrtümlicherweise Fria nennt. Ihr habt nur den Namen nicht richtig gewußt. Sie wohnt jetzt über den Sternen im Himmel. Gar gütig

ist sie und liebt uns so innig; ihre Macht reicht herab zu uns Menschen, und sie hilft uns, wenn wir sie anrufen."

Der Bischof sah, wie seine Rede Eindruck machte, wie die Augen seiner Zuhörer staunend sich weiteten. Durch diesen Erfolg ermutigt, fuhr er fort: „Zum Beweise, daß Tonar ein leeres Wort ist und nichts bedeutet, Jesus Christus aber der Name des allmächtigen Gottes ist, lasse ich jetzt des letzteren Siegeszeichen, das Kreuz, in die Krone der dem Gott Tonar geweihten Eiche hinauftragen und dort befestigen. Gibt es einen Tonar und ist er ein Gott, der Macht hat, so möge er einen Blitz vom Himmel senden und Christi Kreuz und auch mich im Augenblick zerschmettern."

Damit schickte er einen Diener mit einem großen Holzkreuz in den Eichenbaum und ließ es in der Krone aufhängen.

Die Spannung und Erregung des Volkes war ungeheuer. Etliche aus der Gruppe der Männer murrten und klirrten mit den Waffen; andere standen mit offenem Munde da und glaubten, ein Donnerschlag müsse im nächsten Augenblick über ihren Häuptern krachen und ein Blitz den Redner samt seinem Anhang zermalmen.

Als jedoch nichts geschah, sprach der Bischof weiter: „Und in den Brunnen hier senke ich das Bild Marias. Ist Fria eine Wirklichkeit, ist sie ein höheres Wesen, das Macht hat, so möge sie das fremde Bild aus ihrer Quelle zurückschleudern und zum Beweise ihres Unwillens uns ein Zeichen geben."

Bei diesen Worten ließ er ein kleines Bronzebild, das die schmerzhafte Gottesmutter darstellte, in das Brünnlein hinabgleiten.

Grabesstill blieb es in der Versammlung. Mit aufgerissenen Augen standen alle Zuschauer da. Sie erwarteten mit Spannung das Urteil der herausgeforderten Gottheit.

Als auch jetzt wieder nichts eintraf, war die Enttäuschung groß, und die Röte des Unwillens trat auf die Stirn der Männer.

Der Bischof nahm seinen Vorteil wahr und erklärte nun die Hauptgeheimnisse der christlichen Lehre, wobei er besonders die Notwendigkeit der Taufe zur Erlangung des Reiches Gottes unterstrich. Keiner aber meldete sich anfangs zur Taufe. Nur eine arme Mutter, die ein krankes Kind auf dem Arme trug, kam heran und fragte, ob durch die Taufe ihre Walfrida gesund werde.

Der heilige Lambertus öffnete ein Paket, nahm ein weißes Kleidchen heraus und schmückte damit das Kind. Er selbst taufte die Kleine mit dem vorher gesegneten Wasser des neben ihm fließenden Brünnleins, wobei er ihr den Namen Maria gab.

Mit großer Spannung waren die Augen der Menge dem Gange der Zeremonien gefolgt. Sie glaubten immer noch, ein Wunder müsse jählings eintreten und den an heiliger Stätte verübten Frevel ahnden.

Als nach der Taufe das Kindchen selig lächelte und auch noch sein Kleidchen behalten durfte, da freute sich die Mutter und schaute überglücklich in die Runde. Das wirkte wie ein Wunder auf die Umgebung. Bald kamen noch andere Mütter mit ihren Kindern und ließen sie taufen. Schließlich wagten sich auch Erwachsene heran und beugten ihr Haupt unter dem Christenwasser. Alle wurden reichlich beschenkt, und alle freuten sich, von nun an einem Gotte anzugehören, der auf Erden so liebenswürdige Priester besaß.

Damit war in Birgelen der Grund des Christentums gelegt. Die Pflanze, obgleich noch zart, hatte Wurzeln geschlagen. Drei Tage noch blieb der heilige Lambertus im Lande. Er besuchte die einflußreichsten Familien, unterrichtete das Volk in öffentlichen Versammlungen und spendete noch vielen das Sakrament der Taufe.

Um seinem Werke dauernden Halt zu geben, beschloß er, eine Kirche zu bauen, in der sich die Christen regelmäßig zur Andacht zusammenfinden sollten. Allein nicht dort im Wald, wo sie immer von neuem an ihre früheren Götter erinnert würden, sollte das christliche Bethaus stehen, sondern dazu wählte er die über das weite Rurtal hinausschauende Anhöhe in der Nähe von Birgelen, wo jetzt der Friedhof mit seinen vielen Kreuzen und seiner trauten Kapelle liegt.

Oft wurde das kleine, anfangs aus Holz gebaute Kirchlein von haßerfüllten Heiden zerstört, aber jedesmal erstand es durch eifrige Christenhände wieder aus dem Schutt der Trümmer, bis schließlich auch der letzte Anhänger Tonars sich zum Christentum bekehrte und sein Haupt unter der Taufschale der Mönche beugte.

Viele Jahrzehnte lang war in der Folgezeit das Kirchlein von Birgelen das einzige Gotteshaus in weiter Runde. Von weit und breit, so von Venlo, Lobberich, Erkelenz, Leuth, Herongen, Wankum, Dülken, Hückelhoven, strömten hier die Christen zusammen, wenn an vorher bestimmten Tagen die Missionare wiederkehrten, um Unterricht und Gottesdienst zu halten.

Durch diese fortwährenden Wanderungen entstanden eine Menge ausgetretener Pfade und Wege, die, von Ferne kommend, wie die Speichen eines Rades vor der Kirche auf der Birgeler Berghöhe zusammenliefen. Viele dieser Hohlwege sind im Laufe der Jahrhunderte wieder versandet, andere jedoch haben sich als Schluchten erhalten und sind noch zu sehen bis auf den heutigen Tag.

Das Andenken an den heiligen Bischof von Maastricht und sein mutvolles Vorgehen an der heidnischen Opferstätte lebte unvergeßlich in Birgelen und Umgegend fort. Als daher später die Pfarrei hier errichtet wurde, verlangte das Volk mit einmütiger Stimme keinen anderen zum Kirchenpatron als den heiligen Lambertus, seinen

Bekehrer und Apostel, der auch heute noch allverehrter Patron, Beschützer und Behüter von Birgelen ist.

### 3. Erste Lebensrettung durchs Pützchen.

In früheren Jahren, die sich im Nebel der Vergangenheit verlieren, wurde einer Sage gemäß im Birgeler Wald ein vornehmer Jäger vom Geschlechte derer von Schlickum von einer Bärin tödlich verwundet. Das wütende Tier, das seine Jungen verteidigte, hatte mit schwerem Prankenschlage ihm die Brust aufgerissen. In seinem Blute gebadet, lag er auf feuchtem Moos und konnte sich nicht erheben. Sein treuer Freund und Jagdgenosse durchstreifte nach allen Richtungen die Gegend, um zur Auswaschung der Wunde ein Tröpfchen Wasser zu finden. Dabei sandte er heiße Stoßgebete zur lieben Mutter Gottes. Da stieß er unverhofft auf eine frische Quelle, die zwischen den Wurzeln einer alten Eiche aus dem Boden sickerte. Er konnte schöpfen und seinem Freunde zu Hilfe eilen. Mit dem Wasser erquickte er ihn, wusch dessen Wunde aus und erhielt ihn so am Leben. In frommer Dankbarkeit für diese wunderbare Rettung ließ der Ritter einen Kasten mit dem Bilde der Mutter Gottes herstellen und an den Stamm der alten Eiche befestigen.

Von da ab begann an diesem Ort die Andacht zur heiligen Gottesmutter, der ihrer Verehrung schon durch den heiligen Lambertus war gewidmet worden. Wer vorbeikam, lüftete den Hut und sprach ein andächtiges Gebet. Wer ein besonderes Anliegen hatte, pilgerte eigens hin, um bei der himmlischen Frau Hilfe, Beistand und Trost zu finden.

### 4. Wunderbare Heilung eines Kindes.

Später — im 16. oder 17. Jahrhundert mag es gewesen sein — da lebte zu Birgelen eine Frau, die von den Leuten „Schmette Jöpp" genannt wurde. Ihr kleinstes Kind, Mariechen mit Namen, war einige Monate

nach der Geburt schwer erkrankt. Häufig wurde es von Krämpfen befallen, die mitunter so heftig waren, daß es mit dem Tode zu ringen schien.

Die arme Mutter, die schon vergebens alle Hausmittel erschöpft hatte, wußte keinen Rat mehr. Da wandte sie sich in ihrer Not an die schmerzhafte Gottesmutter, die sie innig verehrte. Damals wohnte zu Mybl ein kluger Mann mit Namen Hendrick, der etwas von Krankheiten verstand und durch seine Tränklein schon manchem geholfen hatte. Dieser wurde ihr für ihr leidendes Kind warm empfohlen. Nach Rücksprache mit ihrem Mann nahm sie Mariechen auf den Arm und begab sich auf die Reise nach Mybl. Auf der Wanderung betete sie den schmerzhaften Rosenkranz.

Damals, wie auch jetzt noch, ging der Weg, den sie vor hatte, zum größten Teil durch Wald und führte nur wenige Schritte an dem Betschrein und der Quelle vorbei, wo laut alter Sage der heilige Lambertus die ersten Heiden von Birgelen zu Christen getauft hatte.

Ein Viertelstündchen konnte die Mutter gewandert sein, als das Kind auf ihrem Arme unruhig wurde. Das Gesichtchen verzerrte sich und wurde blau, die Augen verdrehten sich im Kopf, die Nase spitzte sich zu und die Stirn legte sich in Falten.

Die Mutter, zu Tode erschrocken, wußte schon, was im Anzuge war. Sie beschleunigte ihre Schritte, um nur rasch nach Mybl zu kommen. Da fuhr das Kind mit einem Ruck zusammen, knirschte mit den Zähnen, und Schaum trat aus seinem Munde. Noch einige Zuckungen durchfuhren es, und regungslos lag es in den Armen der Mutter.

Schon glaubte diese, ihr Kind sei tot und für immer ihrem Herzen entrissen. Gerade gelangte sie an die letzte Talsenkung vor dem sagenhaften Pützchen, als ihr der Gedanke kam, dort ihr Kind zu baden. Mit dem Rufe:

„Schmerzhafte Mutter, hilf!“ stürzte sie vorwärts, tauchte ein Tuch in die Quelle und benetzte damit reichlich des Kindes Angesicht und Hände.

Kaum hatte das Wasser die Haut der Kleinen berührt, als sie auch schon die Augen aufschlug und selig die Mutter anlächelte. Die Krämpfe waren verschwunden, und die rosige Farbe der Gesundheit kehrte zurück auf die eingefallenen Wangen des Kindes.

Da warf sich die glückliche Mutter im stürmischen Gefühl der Freude auf die Knie und verrichtete ein inbrünstiges Dankgebet.

Als sie sich erhob, spürte sie keine Lust mehr, nach Mühl zu eilen. Sie hatte einen besseren Arzt gefunden. Sie war im Herzen überzeugt, die liebe Gottesmutter habe kein halbes, sondern ein ganzes Wunder gewirkt. Mit diesem frohen Gefühl eilte sie heim. Und was ihre Seele fromm geglaubt, war auch wirklich geschehen: ihr Kind war gesund, niemals mehr kamen die Krämpfe wieder.

Zum frommen Andenken an diese wunderbare Begebenheit ließ die dankbare Frau anstelle des bereits vermoderten Kastens einen neuen und größeren aus Eichenholz herstellen und an dem Baum befestigen. Auf dem inneren Hintergrund des Schreines stand das Bild der schmerzhaften Mutter Gottes gemalt. Wer dieses Bild gemalt hat, ist unbekannt. Jedenfalls war es ein frommer Künstler, der den Schmerz der mit sieben Schwertern durchbohrten Gottesmutter in erhabener Weise zum Ausdruck zu bringen verstand.

Zahlreich waren die Neugierigen, die das geheilte Kind besuchten, zahlreich auch die Menge, die nach dem Walde eilte, um den Schrein mit dem ergreifenden Bild zu sehen. Die alte Sage von der Tonareiche — es war dieselbe, die jetzt noch da stand, und an deren Stamm das Bild hing, — von der Friaquelle, die nun Maria, der Gottesmutter geweiht war und in deren Wasser das kranke

Kind war geheilt worden, — die Sage von der Bekehrung der Heiden durch den heiligen Lambertus, die hier stattgefunden — von den ersten Taufen, die er mit Wasser des Brünnleins hier gespendet, — von der ersten Kirche, die er auf dem jetzigen Friedhofsberge hatte bauen lassen: das alles lebte im Volke wieder auf und ging von Mund zu Mund.

Von jener Zeit ab nahm die Verehrung der Mutter Gottes wieder bedeutend zu. Man brachte Kniebänkchen vor dem Bilde an. Von weit und breit kamen Leute mit bedrücktem Herzen und trugen Maria ihre Anliegen vor. Sie tranken aus der Quelle, nahmen sich Wasser mit nach Haus und verwendeten es bei Krankheiten und Segnungen.

Wie viele Menschen hier Hilfe und Heilung gefunden, ist leider nicht aufgezeichnet worden. Allein ohne wunderbare Gebetserhörungen, ohne auffallenden Beistand der Mutter Gottes ist der Menschenstrom, der sich hin und her bewegte, unmöglich zu erklären.

Ein hervorragender Fall jedoch ist der Vergessenheit entronnen, und der sei uns erzählt im folgenden Kapitel.

## 5. Befreiung von der Wolfsplage.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts, in einem Jahr, dessen Datum verloren ging, trat der Winter mit ungewöhnlicher Schärfe auf. Hoch lag in Birgelen und Umgegend der Schnee, und nachts war der Frost so stark, daß alle Quellen zufroren und im Walde die Bäume krachten. Die Rehe, die Kaninchen und die Häslein knabberten in ihrer Not die Rinde von den Holzstangen und ließen die blanken Ruten zurück. Das wilde Geflügel: Raben, Elstern und Dohlen erfroren auf ihren Ästen; massenhaft lagen sie morgens unter den Bäumen tot im Schnee. Die kleinen Vöglein flogen zu den Häusern der Menschen, pickten flehend an den Fensterscheiben und fraßen zutraulich Brosamen aus der Hand.

Schlecht genug ging es in dieser Teuerungszeit den armen Leuten, die auf Tagelohn angewiesen waren. Geld in Vorrat besaßen sie nicht, und Verdienstgelegenheit war noch weniger vorhanden. In dieser Not mußten ihre Kinder betteln gehen. Da zogen die armen Würmchen in dünnen Kleidern von Haus zu Haus und baten um ein Stückchen Brot, um Kartoffeln oder sonst eine kleine Gabe. Dabei zitterten sie vor Kälte am ganzen Leib, und ihre Händchen waren dick aufgeschwollen vom Frost. Froh waren sie, wenn gute Leute sie einen Augenblick in die Küche kommen ließen. Da konnten sie sich die kalten Fingerchen am Herdfeuer wärmen und öfters dazu noch einen Teller warme Suppe essen. Für solche Wohltat wußten sie dann nicht genug zu danken.

Doch noch Schlimmeres sollte kommen, um das Elend des harten Winters voll zu machen. Eines Tages verbreitete sich die Schreckenskunde: „Wölfe sind da — reißende Wölfe mit ihren Jungen! Von den Ardennen sind sie herübergekommen und halten sich im Birgeler Walde auf!" Und wahrhaftig, am Saume des Waldes sah man im Schnee breite Spuren wie von großen Hunden, und auch kleineres Getrippel war zu schauen.

Der Wolf hat die Gestalt eines Hundes, zu dessen Rasse er gehört. Nur unterscheidet er sich von diesem durch größere Magerkeit, Stärke des Halses und der Beine, spitzere Schnauze und herabhängenden Schwanz. An Größe übertrifft er einen großen Fleischerhund. Seine Farbe ist graugelb mit schwarzen Streifen an den Vorderbeinen und schwarzen Ohrenspitzen. Ehedem war er über ganz Europa verbreitet. Jetzt aber hält er sich nur noch in einigen Gebirgen auf. Im Winter sammeln sich die Wölfe zu großen Scharen, überfallen einsame Gehöfte und töten Haustiere wie Menschen. Meistens bei Nacht gehen sie auf Raub aus und vermeiden vorsichtig alles, was ihnen gefahrdrohend erscheint.

In Birgelen und Umgegend war bei dieser Nachricht der Schrecken groß. Ohne Licht wagte sich abends keiner mehr vor die Tür. Viehställe und Häuser wurden für die Nacht mit Stangen verrammelt. Morgens tat keiner einen Schritt ins Freie, ohne zuvor durch die Türritzen den Hof abgemustert zu haben.

Und dennoch richtete an verschiedenen Stellen das Raubgetier blutigen Schaden an. Auf Romper Hof zwischen Wildenrath und Birgelen überfielen nachts die Wölfe den großen Kettenhund und zerrissen ihn. Morgens fand man noch einige Knochen im nahen Walde.

Größer war das Unglück, das die Familie Adams betraf. Ein vierjähriges Knäblein ging abends ohne Wissen der Eltern vor die Tür. Plötzlich gellte draußen ein erschütternder Schrei, und grunzende Töne wurden vernehmbar. Die Eltern stürzten hinaus und sahen auf dem Hof ein schwarzes Gewühl. Der Vater erkannte, daß es Wölfe waren, die sein Kind zerfleischten. In Ermangelung einer besseren Waffe ergriff er den Besen und stürzte sich mit lautem Geschrei auf die Tiere. Feige, wie Wölfe nun einmal sind, ließen sie ihre Beute los und ergriffen die Flucht. Allein das Unglück war schon geschehen. Statt des frohen Kindes trug er eine gräßlich verstümmelte Leiche ins Haus.

Dieser Vorfall rüttelte das Volk zur Tätigkeit auf. Kaum graute der Tag, da ließ der schnell verständigte Ortsvorsteher die Sturmglocke läuten. Das herbeigeströmte Volk war bei der Unglücksbotschaft starr vor Entsetzen.

Eine Beratung fand nun statt; dann verordnete das Gemeindeoberhaupt folgendes: Eine Gruppe Männer, wenigstens einer aus jedem Haus, sollte am Nachmittag desselben Tages eine Treibjagd auf die Wölfe veranstalten; die Frauen indessen sollten einen Bittgang machen zur schmerzhaften Mutter Gottes am Pützchen.

Allein, als nachmittags die vereinbarte Stunde schlug.

erschien keiner der Männer zu der angekündigten Treibjagd, wohl aber begleiteten sie ihre Frauen auf dem Bittgange; davon versprachen sie sich mehr Erfolg.

Und sie mögen recht gehabt haben; denn kurz nachher brach unter den Wölfen die Tollwut aus, die vollständig mit ihnen aufräumte. Etwa 10 Tage später fand man im Schnee des Waldes die Leichen der verendeten Tiere. Im Tode schienen sie noch gefährlich zu sein und zeigten ihre furchtbaren Zähne. Es waren ihrer im Ganzen acht Stück, fünf große und drei halbwüchsige Jungen.

Die Bewohner von Birgelen schrieben die Befreiung von dieser Wolfsplage der Fürbitte der schmerzhaften Gottesmutter zu.

Auch diese Begebenheit trug mächtig dazu bei, das Vertrauen des Volkes zur Mutter Gottes am Pützchen zu heben. Namentlich sah man in den Nachmittagsstunden der Sonntage viele Andächtige nach jenem Orte ziehen. Einige trugen Blumensträuße in den Händen, um damit das Bild zu zieren; andere nahmen Kerzen mit, die sie anzündeten und zur Ehre der himmlischen Gnadenmutter sich verzehren ließen; aber alle, ob sie einzeln oder in Gruppen gingen, ließen betend durch ihre Finger die Perlen des Rosenkranzes gleiten.

## 6. Verloren und wiedergefunden.

Jahrzehnte waren vergangen. Da kam eines Tages der Vertreter einer fremden Holzgesellschaft und kaufte den ganzen Waldbestand, der weit und breit den Gnadenort von Birgelen umgab. Nach einigen Wochen erschienen unter einem deutschen Führer ein Dutzend niederländischer Arbeiter mit allerlei Hauinstrumenten. Mit wuchtigen Hieben begannen sie den schönen, uralten Wald zu zerstören. Ein Baum nach dem andern neigte sich und stürzte krachend zu Boden. Bald lagen über Tal und Höhen lange, grüne Wellen; es waren die stolzen Kronen

der Waldriesen, die seit uralten Zeiten der Gegend Schmuck und Schutz gewesen.

Keinem Menschen war es eingefallen, daß mit den anderen Bäumen auch die altehrwürdige Eiche mit dem Gnadenbild der Axt könne zum Opfer fallen. Selbst der Eigentümer hatte beim Verkauf diese Möglichkeit nicht erwogen und darüber keinerlei Vorbehalt gemacht.

Trotzdem wagte anfänglich der Arbeitsleiter nicht, den Baum mit dem Heiligtum zu fällen. Auch die Mehrzahl der Arbeiter wurde durch geheimnisvolle Scheu zurückgehalten. Unter den Holzhackern befanden sich aber zwei Friesen, deren evangelische Religion jede Bilderverehrung als Abgötterei betrachtete. Eines Abends, als die andern schon fort waren, schlugen sie die Eiche um und verscharrten den Schrein mit dem Bilde im Schoß der Erde.

Am folgenden Morgen sahen Leute, die vorbeikamen, den Baum liegen, aber das Bild war verschwunden. Selbst die ehrwürdige Quelle war mit Erde und Holz verschüttet.

Ein Sturm des Unwillens ging bei dieser Nachricht durch das Birgeler Volk; denn das Pützchen war ihnen damals schon ans Herz gewachsen. Einige Männer machten sich auf und stellten den Anführer zur Rede. Der aber hob die Schultern und sprach: „Ich weiß von nichts. Und selbst wenn ich es hätte tun lassen, so stände ich in meinem Recht: warum habt ihr euch den Baum nicht ausbedungen?“

„Das Bild aber, das Bild, wo ist das geblieben?“

„Das ist noch schöner! Was kümmert mich euer Bild? Ich war nicht als Hüter des Bildes angestellt.“

Die Leute durchwühlten das Holz und lagerten die Bäume um; aber von dem Schrein mit dem Bilde war keine Spur zu finden. Seitdem hatten die Arbeiter es beim Volke verdorben; sie wurden keines freundlichen Blickes mehr gewürdigt.

Nun war das Heiligtum zerstört. Von dieser Zeit ab ließen auch die Wallfahrten nach. Mit dem Verschwinden des Bildes hielt das Volk auch die Gnadenströme für versiegt, die bis dahin hier geflossen. Nur die Erinnerung an die früheren Begebenheiten lebte im Volksmunde weiter und umwob sich mit sagenhaftem Schmuck und Zierat.

Jahre um Jahre vergingen.

Auf dem Boden des alten Urwaldes war ein neuer Wuchs emporgeschossen: dieses Mal aber war es Kiefernholz. Die schlanken Bäume standen da wie ein Heer Soldaten, zum Stillstand kommandiert. Zwischen den rauhborkigen Stämmen und dem verkrüppelten Eichenausschlag war der modrige Grund mit Heidelbeerkraut oder „Worbelestrük" überwuchert. Zur Zeit der Beerenreife, wenn die kleinen grünen Stauden schwarz mit Frucht behangen waren, zogen die Kinder mit Körben, Krügen und Blechkannen aus und hielten fröhliche Ernte. Nicht bloß in ihre Gefäße pflückten sie hinein, sondern noch lieber „en et schomeäkesch Hälfte", wie sie sinnreich ihren Magen nannten. Abends kamen sie in Gruppen, schwere Körbe tragend, mit blauen Fingern und Mäulern zurück und sangen auf dem Heimwege lustig ihr Leiblied:

„Der Buk es voll, der Kruk es voll,
Weä jeht nu met na heem?"

Da gab es am anderen Tage zu Haus in der Regel etwas Gutes. Die Mutter backte „Worbelekook on Worbeleflah". Dann schmatzte alt und jung an dem saftigen Gebäck und leckte nachher die fettigen, schwarzglänzenden Finger ab. Finger und Lippen verrieten durch ihre Farbe noch Tage lang den süßen, wohlbekömmlichen Genuß. Aber auch damals schon wanderte mancher Korb Heidelbeeren durch den Butterkrämer nach den umliegenden Städten. Der Preis jedoch für die edle Frucht war gering. Heute wird infolge des leichteren Eisenbahnverkehrs

ein lebhafter Handel damit getrieben. Kurz und gut, die Heidelbeerenzeit war in jenen Jahren wie auch heute noch eine schöne und ersehnte Zeit für die muntere Jugend.

Eines Tages saß unsern des alten Pützchens auch wieder eine Gruppe Kinder im Walde und pflückte Heidelbeeren. Ein Knabe von zwölf Jahren, namens Franz, der gerade einen guten Platz gefunden, lag von den andern etwas abgesondert in den Sträuchern allein. Da kam eine Hummel geflogen, kreiste brummend etliche Male um ihn herum und verschwand dann im Boden.

Fränzchen wußte aus Erfahrung, wo Hummelbienen in den Grund schlüpfen, da haben sie auch ihr Nest und ein Hummelnest ist immer reich an Honig.

Er brach sich also einen Stecken und begann dem Tierchen nachzubohren. Bald hörte er unter sich ein dumpfes, mehrstimmiges Gesurre. Einige Hummeln drückten sich unter seinem Stock heraus und umflogen seinen Kopf mit zornigem Gebrumme. Fränzchen war mutig und machte sich nichts daraus. Er dachte nur an den Honig und vergaß alle Gefahr.

Da stieß er unverhofft auf ein Hindernis. Gleichzeitig wurde auch das unterirdische Getöse lauter. Das Hummelnest mußte sich demnach unter dem harten Gegenstand befinden.

Nach kurzer Bemühung hatte er zu seinem Staunen einen umgestülpten Kasten bloßgelegt. Vorsichtig hob er ihn auf. Da lag das ganze Hummelnest vor ihm.

Die Tiere waren durch die Störung aufs äußerste gereizt. In dichtem Schwarme umflogen sie seinen Kopf und drohten ihn anzugreifen. Er verhielt sich einen Augenblick unbeweglich. Da! — wie ein dicker Regentropfen klatscht ihm ein Insekt ins Gesicht und hat auch schon gleich gestochen. Den Kasten ergreifen und damit fliehen, war das Werk eines Augenblickes.

Als er wieder Halt gemacht, untersuchte er seinen

Fund und entdeckte auf dem Boden des Kastens ein gemaltes Bild. Zwar waren die Farben durch Zeit und Feuchtigkeit sehr verwischt; aber dennoch war eine Darstellung der Mutter Gottes erkennbar.

Sorgfältig versteckte er seinen Kasten in dichtem Gesträuch und hielt sein Erlebnis geheim.

Als gegen Sonnenuntergang die andern Kinder nach Hause zogen, blieb er unbemerkt zurück. Er zog seinen Rock aus, warf ihn über das inzwischen beruhigte Hummelnest, hob es aus und begab sich damit zu seinem Kasten, worin er es heimtrug.

In Schweiß gebadet, kam er spät abends an und schilderte mit großer Begeisterung sein Erlebnis. Der Vater, dem das ehemalige Verschwinden des Muttergottesbildes bekannt war, kam gleich auf den Gedanken: Das ist das verlorene Heiligtum. Das hat die himmlische Mutter so gefügt.

Er gab dem Knaben für seine Hummeln eine andere Wohnung, den Kasten aber reinigte er mit aller Ehrfurcht und Sorgfalt.

Am folgenden Morgen ging es wie ein Lauffeuer durch Birgelen und Umgegend: „Das Gnadenbild wurde wiedergefunden; die Mutter Gottes vom Pützchen ist wieder da!"

Die Freude war unbeschreiblich. Den ganzen Tag kamen Neugierige von allen Seiten, um das langvermißte Bild zu bewundern. Es wurde vereinbart, am nächsten Sonntag das Heiligtum wieder feierlich an seinen früheren Standort zurückzubringen.

Das Wetter war am festgesetzten Tage wie für den Zweck gemacht. Kein Wölkchen trübte den Himmel, und trotzdem schien die Sonne nicht zu heiß. Nach Mittag begann das Volk sich zu sammeln. Einzeln und in Gruppen kamen sie heran. Es war ein buntes Gewoge von Klein und Groß, von Alt und Jung. Fromme Jung-

frauen hatten das Bild mit Blumen und Grün sinnreich und schön geschmückt.

Gegen 3 Uhr nachmittags setzte sich der Zug in Bewegung. Vier Männer hoben das Bild, das auf einem Ehrengestell angebracht war, auf ihre Schultern. Fahnen und Wimpel begleiteten es. Weißgekleidete Kinder streuten Blumen aus buntgezierten Körbchen auf den Weg. So wurde das Bild unter Absingen von Muttergottesliedern und Beten des Rosenkranzes wieder an seinen ehemaligen Standort zurückgebracht und an einer Tanne neben dem Stock der früheren Tonareiche befestigt. Auch das nebenanrieselnde Brünnlein, das mit Moos und Binsen zugewachsen war, wurde wieder gereinigt und der Benutzung zurückgegeben.

Lange noch knieten an diesem Nachmittag und Abend die Andächtigen vor dem Bilde und verrichteten ihr Gebet. Bis tief in die Nacht hinein flimmerten die Kerzen durch den dunkelen Wald. Als die letzten sich entfernten, graute bereits der Morgen.

Und seit jenem Ereignis wandern an Sonn- und Wochentagen wieder zahlreiche Pilger von nah und fern, Blumen und Kerzen in den Händen tragend, nach dem Birgeler Wald und bringen vor dem Bilde ihr Anliegen der schmerzhaften Gottesmutter vor. Und wieder findet hier so mancher Trost in seinem Leiden, Hilfe in seiner Not und Kraft in mancherlei Schwierigkeiten des Lebens.

## 7. Entwickelung des Gnadenortes.

Die französischen Revolutionskriege, die von 1792 bis 1801 stattfanden, gingen auch an Birgelen nicht spurlos vorüber.

Nach dem Einfall der Franzosen in Belgien, das damals zu Österreich gehörte, verbanden sich 1793 England, Holland und Sardinien mit Österreich und Preußen, um dem räuberischen Eroberungszuge des gemeinsamen

Feindes entgegenzutreten. Der österreichische General Prinz Josias von Coburg überschritt am 1. März 1793 mit einem Heere von 42 000 Mann die Rur und entsetzte die von den Franzosen eingenommene Stadt Maastricht. Dann schlug er den unter Dumouriez zurückweichenden Feind am 18. März bei Neerwinden, am 22. bei Löwen und trieb ihn zurück bis über die französische Grenze.

Anstatt nun seinen Sieg auszunützen und den Feind zum Frieden zu zwingen, wartete er vergebens auf die Engländer, die unterdessen gegen seinen Willen auf Dünkirchen marschiert waren. So mußte er sich mit der Eroberung der Festungen Condee (17. Juli) und Valenciennes (28. Juli) begnügen.

Nachher verlor er gegen die unter Jourdan verstärkten Franzosen die Schlacht bei Fleurus und sah sich gezwungen, hinter die Maas zurückzuweichen. Aber auch hier konnte er sich nicht halten. Maastricht fiel am 4. November wieder in die Hände der Franzosen, und Coburg wurde genötigt, vor dem nachstürmenden Feind bis über die Rur zu fliehen. Immer noch verfolgt, gab er aus politischen Gründen das Kommando an Clerfait ab, der sich mit dem Heere auf das jenseitige Rheinufer zurückzog.

Bei diesem Rückzug der österreichischen Truppen kamen auch Heeresabteilungen durch Birgelen. Hier fand sogar, wie in meiner Jugend alte Leute nach dem Bericht ihrer Eltern erzählten, zwischen beiden Gegnern ein kleines Scharmützel statt. Eine Division Österreicher lag mit ein paar Kanonen auf dem Friedhofsberg, wo jetzt die Kapelle steht, während die Franzosen unten auf der Heerstraße standen. Aus diesen Stellungen beschossen sie sich mit lebhaftem Feuer.

Eine kleine Begebenheit aus diesem Kampfe lebte noch lange im Volksmund der Gegend fort und wurde mir als Knaben von meiner Mutter oft erzählt. Ein berittener Franzose, der mit den andern im Tale stand,

erhielt in den Unterleib einen Granatsplitter und wurde schwer verwundet. Mit der einen Hand seine hervorquellenden Eingeweide haltend, mit der anderen den Sattelknopf umklammernd, sprengte er auf der Rurmonder Heerstraße im Galopp dahin und schrie in einem fort: „Ma femme! Ma femme! Ma femme!" was auf deutsch heißt: „Mein Weib! Mein Weib! Mein Weib!"

Die Bevölkerung von Birgelen und Wassenberg war bei dieser Schießerei in großen Angsten. Sie befürchtete von seiten der gottlosen Revolutionstruppen Plünderung, Mord und allerlei andere Gewalttätigkeiten.

Da machte eine reiche Frau aus Wassenberg, die ihren Namen wollte verschwiegen halten, ein Versprechen zur schmerzhaften Mutter Gottes am Pützchen. Sie verpflichtete sich, die von Wassenberg nach der Birgeler Kirche führenden sieben Fußfälle, welche sehr baufällig geworden, wieder erneuern zu lassen, sowie auch ein steinernes Bethäuschen anstelle des Holzschreines am Pützchen zu bauen, wenn Wassenberg und Birgelen unbehelligt aus dem Kriege hervorgehen würden.

Ob es nun auf das Versprechen hin oder aus anderen Gründen geschah, das sei dahingestellt — Tatsache ist, daß die durch die fromme Dame von der Mutter Gottes erbetene Gnade sich erfüllte: Die Heere zogen vorüber, ohne beide Ortschaften im geringsten zu belästigen.

Bald ließ die Frau die Arbeiten beginnen. Die schadhaft gewordenen Fußfälle mit ihren Darstellungen aus dem bitteren Leiden Christi wurden wieder völlig hergestellt, und am Pützchen entstand ein Bethäuschen aus Stein, worin das alte Gnadenbild zu stehen kam in frischer Umrahmung und frischen Farben.

Wieder vergingen etliche Jahrzehnte. Da ließ der Eigentümer des Gnadenortes, Wilhelm Joseph Jansen aus Birgelen, das Brünnlein mit Steinen einfassen und

über demselben ein Kapellchen bauen, auf dessen Altar das Bild den ihm zukommenden Ehrenplatz erhielt.

Fromme Verehrer der Mutter Gottes legten vor dem Heiligtum eine Laube an in Form eines Bogenganges, und stellten unter dessen Schatten eine lange Reihe schmaler Kniebänkchen auf.

In neuerer Zeit ließ Josepha Breuer, eine fromme alte Jungfrau, gewöhnlich „Helmese Jöpp" genannt, auf der zweiten Hälfte des Weges zwischen Birgelen und dem Gnadenort die vierzehn Kreuzwegstationen aus Stein setzen, die in dieser feierlichen Waldesstille besonders mächtig zur Andacht stimmen.

Seit den Kriegsjahren hatte die Verehrung der heiligen Gottesmutter am Pützchen einen erneuten Aufschwung genommen. Namentlich versammelte sich regelmäßig am ersten Maisonntag dort eine Volksmenge, die nach Tausenden zählt, um ihre Andacht zu verrichten.

Wie jedoch überall, wo herrliche Saaten gedeihen, auch Unkraut sich einfindet, so mischten sich bald auch hier Ausflügler unter die Menge, die nicht die Verehrung der heiligen Gottesmutter anstrebten, sondern unter Geigen- und Mandolinengeklimper ihre modernen Schlager ertönen ließen. Das war eine Störung, die allgemein empörte. Da hielt Dr. Busch, Pastor von Birgelen, im Jahre 1928 den Zeitpunkt für gekommen, amtlich einzuschreiten und der ganzen Feier einen ausgeprägt kirchlichen Charakter zu geben. Zu diesem Behufe begab er sich nach Köln und erwirkte die Erlaubnis, am ersten Maisonntage das Volk am Pützchen um einen Feldaltar zu sammeln und das heilige Opfer darzubringen.

Nun änderte sich das Bild mit einem Schlage. Unter Gebet, Gesang und Musikklängen zog in aller Frühe eine unabsehbare Menschenmenge prozessionsweise von Birgelen aus. Weitere Massen strömten aus anderen Himmelsrichtungen herzu. Auf dem vor dem Pützchen liegen-

den Hügel war ein festlich geschmückter Altar errichtet; auf halber Höhe stand eine mit Tannengrün verzierte Kanzel; am Abhange drängte sich Kopf an Kopf eine Volksmenge, die auf 7—8 Tausend berechnet wurde. Hier fand unter der größten Ruhe und Ordnung die Feier des heiligen Meßopfers statt, währenddessen die drei anwesenden Musikkapellen fromme Lieder spielten. Nach der heiligen Messe zog die Prozession mit dem Allerheiligsten in der nämlichen Ordnung wieder nach der Pfarrkirche zurück, wo das Hochamt sich anschloß.

Im letzten Mai wiederholte sich, wie es in Zukunft alle Jahre sein wird, dasselbe großartige Schauspiel. Die demselben beiwohnten, darunter Bürgermeister und Landrat, waren alle des Lobes voll über die musterhafte Haltung des Volkes und über die Andachtsstimmung, die der Versammlung ihren besonderen Charakter aufprägte.

Am selben Nachmittage fand noch eine zweite Verehrung der heiligen Mutter Gottes mit Predigt am Pützchen statt. Auch bei dieser Feier war die Beteiligung groß und erbaulich die Haltung der aus allen Gegenden zusammengeströmten Marienverehrer. Jeder brachte der heiligen Gottesmutter seine Bitte vor, und wohl keiner ging ohne Erleichterung, ohne Trost im Herzen von dannen.

## 8. Auffällige Gebetserhörungen.

Zahlreich sind die Gebetserhörungen, die im Laufe der Zeit vor dem Gnadenbilde des Birgeler Pützchen stattgefunden haben. Tausende wohl sind unbekannt geblieben. Eingeschlossen als süßes Geheimnis in getrösteten Menschenherzen wurden sie ungeoffenbart mit ins Grab genommen. Das Andenken anderer aber, die wegen ihrer Öffentlichkeit nicht verborgen bleiben konnten, erlosch mit dem Fluge der Jahre wieder im Gedächtnis der Menschen und versank für immer in das Meer der Vergessenheit.

Trotzdem ist die Erinnerung vieler eigentümlicher Begebenheiten, die sich dort zugetragen, uns glücklicherweise erhalten geblieben. Wenn es auch keine großartigen Wunder sind im engsten Sinne des Wortes, so streifen sie dennoch die Grenzen des Wunderbaren und lassen sich durch reine Naturkräfte kaum erklären. Sie sind daher wohl geeignet, unser Vertrauen auf die liebenswürdige Gottesmutter zu beleben und uns anzuspornen, in allen Anliegen und Nöten zu ihrem gütigen Herzen zu fliehen, namentlich aber an diesem Gnadenort und vor diesem Bilde.

Schreiber dieses, obgleich er nur in seiner Kindheit und ersten Jugend in Birgelen ansässig war, kennt eine lange Reihe ganz auffälliger Begebenheiten. Etliche seien zu Nutz und Frommen der Leser an dieser Stelle flüchtig mitgeteilt.

Franz Jansen (gewöhnlich Flöppe Franz genannt) erlebte in seiner Jugend ein schweres Unglück. Einer seiner Mitschüler in der Volksschule, der, statt zu lernen, lieber dumme Streiche machte, traf ihn unvorsichtiger Weise mit einer rostigen und von Tinte noch nassen Stahlfeder mitten ins Auge. Der Schmerz war unbeschreiblich. Der Vater eilte mit dem Kinde nach Wassenberg zu dem damaligen sehr berühmten Doktor Küsters, der nichts ausrichten konnte und das Auge für verloren hielt. In der Verzweifelung seines Schmerzes stürmte der Knabe zum Pützchen und wandte sich mit kindlichem Vertrauen an die schmerzhafte Gottesmutter, indem er gleichzeitig das Auge mit Wasser aus dem Brünnlein badete. Und siehe! was ärztliche Hilfe nicht vermochte, und was kein Mensch für möglich hielt, das geschah hier: der Schmerz ließ auf der Stelle nach, das Auge genas, und die für verloren erklärte Sehkraft blieb dem Knaben erhalten.

Seitdem war und blieb Franz Jansen einer der eifrig-

sten Marienverehrer, die ich je gekannt habe. Besonders für das Pützchen begeisterte er sich mit aller Inbrunst seines jugendlichen Herzens. Wie oft bin ich an seiner Seite mit noch andern, die er jedesmal mitbrachte, an Sommerabenden oder Sonntagnachmittagen nach jenem trauten Gnadenort gepilgert und habe mich an seiner Andacht erbaut! Längst ruht er jetzt im Grabe und wird es sicher in alle Ewigkeit nicht bereuen, so häufig und so gern diesen Weg betend gewandert zu sein.

Joseph Linzen hatte ein kleines Geschäft in Birgelen, übte aber gleichzeitig das Gewerbe eines Dachdeckers aus. Das Kirchdach, welches auch heute noch mit Schiefer bedeckt ist, bedurfte einer gründlichen Ausbesserung. Wer anders sollte das schwierige Werk unternehmen als Joseph Linzen, der einzige in der Umgebung, der dazu befähigt war? — Die von ihm benutzte Leiter aus schwachen Latten, welche nur einen Meter von der östlichen Kante mit ihrem Fußende auf einem Haken der Wasserrinne stand, war zu kurz für das breite Dach und erreichte nicht den Giebel. Da behalf er sich mit einer Hilfsleiter, die er lose auf die Spitze der Unterleiter stellte. So saß er auf den obersten Sprossen und arbeitete. Da fingen plötzlich beide Leitern an sich zu bewegen. Sie glitten und schoben sich durcheinander, der Dachdecker verlor seinen Halt und rutschte abwärts. Jakob Küppers, der von der Straße aus die drohende Gefahr erblickte, schloß die Augen, um das Gräßliche, das nun kommen mußte, nicht schauen zu müssen. Jeden Augenblick erwartete er den Angstschrei und das zermalmende Aufschlagen des aus der Höhe stürzenden Mannes. Als dennoch alles ruhig blieb, erhob er wieder die Augen. Da sah er den Dachdecker an der Seite des Turmes hängen und sich von dort auf einen sicheren Halt schwingen. Was war geschehen? — Später hat Linzen es erzählt. Im Augenblick des Gleitens hatte er die Mutter Gottes vom

Pützchen angerufen, die er innig verehrte. Gleichzeitig tat er mit den Armen einen blinden Griff nach oben und — ohne zu wissen, wie es gekommen — hing er mit den Händen am Schalloch des Turmes — er war gerettet. — In solchen Augenblicken durchlebt der Mensch einen Zeitraum von Jahren. Als Linzen herunterkam, kannten die Leute ihn nicht mehr. Er hatte weißes Haar bekommen und war um Jahrzehnte gealtert.

Agnes Gansweidt und Josepha Zimmermanns, zwei innige Freundinnen, waren in ihrer Jugend, wenn auch fromm, so doch lustige Springinsfeld. Beide waren mit braven Jünglingen so gut wie verlobt, und nichts schien einer glücklichen Ehe im Wege zu stehen. Da machten sie zusammen, wie das öfters geschah, an einem Sonntagnachmittag wieder einen Gang zum Pützchen. Kurz vor dem Eintritt ins Kapellchen sprach Agnes, eher im Scherz als im Ernst: „Du, Sepha, heut wollen wir einmal beten um wahre Erkenntnis unseres Berufes." — „Abgemacht!" versetzte die Freundin und beide traten ein — diesmal blieben sie länger in Andacht vertieft als gewöhnlich. Als sie dann endlich herauskamen, gingen sie eine Weile stumm neben einander her. Schließlich brach Agnes das Schweigen und fragte: „Du, Sepha, ist dir nichts eingefallen?" — „Mir? ja — und dir?" — „Mir auch, ich gehe ins Kloster!" — „Ei, denselben Gedanken habe ich auch bekommen!" — Eine traute der andern nicht, so überraschend fand jede der anderen Beschluß.

Als am selben Abend beide zu Haus ihre Absicht offenbarten, wurde über den vermeintlichen Scherz nicht schlecht gelacht. Keiner nahm die Sache ernst — auch an den folgenden Tagen noch nicht, als sie fest auf ihrem Willen bestanden. Am wenigsten aber glaubten die Eltern an die Aufrichtigkeit ihres Vorhabens. Allein die Mädchen ließen nicht locker, und allmählich fing man an,

der Sache Bedeutung beizumessen. Da war allerdings die Bestürzung groß. Vergebens waren alle Vorstellungen von der Schwierigkeit des Klosterlebens, vergebens alle Bitten der Bräutigame und der Angehörigen. Ihr Wille stand fest und wankte nicht mehr. Sie hatten Maria um Erkenntnis ihres Berufes gebeten, Maria hatte sie ihrem Sohne zugeführt.

Beide nahmen den Schleier im Orden des heiligen Augustinus zu Neuß. Während Agnes schon nach einem halben Jahre den Schritt tun durfte, mußte Josepha noch vier Jahre ihrer kränklichen Mutter im Haushalt beistehen, bis ihre jüngere Schwester herangewachsen war; dann trat auch sie ein. — Agnes, unter dem Namen Schwester Lamberta, starb schon im Jahre 1911 — Josepha oder Schwester Philippa ist Oberin im Krankenhaus zu Fischeln bei Krefeld.

Anna Klöcker geb. L'habitant, jetzt 66 Jahre alt, fiel als neunjähriges Kind von der Schaukel. Die Folge war eine schwere Verletzung des linken Fußes. Nach vergeblichen Versuchen mit allerlei Hausmitteln brach ein Jahr später der Fuß auf und zeigte Knochenfraß. Nur mit Hilfe einer Krücke konnte das arme Kind gehen. In Behandlung war sie dann der Reihe nach bei den Ärzten Dr. Lamberts, Dr. Küsters, beide aus Wassenberg, und Dr. Nöthlings, Kreisarzt in Heinsberg, sowie bei den Krankenschwestern in Posterholt, die eine damals berühmte Salbe zur Verwendung brachten; aber umsonst — alle Heilversuche blieben erfolglos. Vielerlei waren auch die Wallfahrten, die sie mit ihrem Vater nach Kevelaer, nach Forst, nach Roermond usw. machte. Allein auch das schien nichts zu helfen und vergebens zu sein. Inzwischen war das Mädchen 21 Jahre alt geworden. Der Fuß wies elf eiternde Wunden auf und sah gräßlich aus. Die Schmerzen, die sie zeitweise dabei ausstand, waren so entsetzlich, daß sie manchmal in einer Woche

bis zu vier Kilo an Gewicht verlor. Da fiel ihr eines Tages das Buch einer Frau aus Ostpreußen in die Hände, die in ähnlichem Falle auf die Anrufung der schmerzhaften Mutter Gottes hin geheilt worden war. Das weckte ihr Vertrauen zur heiligen Gottesmutter vom Birgeler Pützchen. Mit ihrem Vater machte sie das Versprechen, einstweilen an allen Sonn- und Feiertagen dorthin zu wallfahren und eines der drei hier angebrachten Lämpchen mit Öl zu füllen und anzuzünden. Die erfolgte Hilfe übertraf alle Erwartungen. Eine große Anzahl Splitter löste sich von dem angefressenen Knochen los und schied durch die Wunden aus. Kurze Zeit darauf ließ der Fuß zu eitern nach und bekam ein gesundes Aussehen. Sechs Monate später konnte das Mädchen die Krücke mit einem Stock vertauschen und nach Verlauf eines weiteren halben Jahres schleuderte sie auch diesen fort — sie war geheilt. Kurz darauf trat sie in den Ehestand und wurde Mutter einer zahlreichen Kinderschar.

Heinrich Heimanns, Priester — im katholischen Deutschland auch als Dichter und Schriftsteller bekannt — war ehedem Professor vom Schreiber dieses Büchleins. Er hat ebenfalls eine Erhörungstafel im Waldkapellchen zum Birgeler Pützchen hängen. Welche besonders große Gunst er dort von der lieben Gottesmutter erlangt hat, ist nicht zu meiner Kenntnis gekommen. Jedenfalls ist er ein hochbegnadetes Marienkind und wirkt viel Gutes durch sein Beispiel, durch sein Wort und seine Schrift.

Mathias Joseph Gansweidt, der Verfasser dieses Schriftchens, hat ebenfalls dort zu Füßen der schmerzhaften Mutter seinen Priesterberuf gefunden. Beinahe achtzehn Jahre war er schon alt, als er seine Studien begann. Am 24. Juni 1903 geweiht, wirkt er seit 26 Jahren als Seelsorger im fernen Brasilien. Am 13. August 1928 hat der H. H. Metropolitan-Erzbischof

von Porto Alegre ihn zum Ehrendomherrn der dortigen Kathedrale ernannt.

* * *

Das ist nur eine kleine Auslese der wunderbaren, durch die Mutter Gottes vom Pützchen gespendeten Wohltaten, die mir aus meiner Jugendzeit bekannt sind. Wollte man aber die Zeugnisse aller Herzen sammeln, die dort außerordentliche Hilfe, Rat und Trost gefunden, all die Gebetserhörungen, all den Beistand, alle ans Wunderbare grenzenden Huldbeweise der Mutter Gottes — ich glaube bestimmt, Bände in beträchtlicher Zahl würden den Stoff nicht fassen. Denn wie der Bergquell beständig sprudelt und nimmer zu fließen aufhört, so hören auch die Gnadenströme aus Marias Mutterherzen, dessen Güte unerschöpflich ist, nie auf zu fließen und zu erquicken. Das bestätigt uns auch die heilige Kirche durch den Mund des großen Bernhard: Es ist noch nie erhört worden, daß jemand, der zu ihr seine Zuflucht nahm, ihren Beistand anrief und um ihre Fürbitte flehte, von ihr sei verlassen worden.

Darum ihr alle, die ihr ein schweres Kreuz auf den Schultern traget, die ihr seufzet in Kummer und bitterer Not, die ihr im Zweifel steht vor wichtigen Lebensfragen, die ihr euch ängstigt um liebe Angehörige, die ihr euch verlassen fühlt von Gott und Menschen, die ihr hart bedrängt seid von Satan und der bösen Welt — überhaupt alle, alle ohne Ausnahme, die ihr ein Anliegen auf dem Herzen traget: eilet zu Maria, eilet zu ihrem Bilde am Pützchen und leget ihr mit kindlichem Vertrauen eure Bitten vor, und auch ihr werdet erfahren, daß keiner umsonst zu ihr seine Zuflucht nimmt. In reichem Maße werdet ihr mütterliche Hilfe bei ihr finden und mit Erquickung im Herzen von ihrem Gnadenorte scheiden.

# Die süße Mutter.

Das tiefste Weh schlug ihren Kindern
Die Mutter Eva wohl ins Herz,
Doch bald kam ihre Tochter lindern
Der armen Brüder großen Schmerz.

In ihrem Schoß auf frommes Bitten
Geschah ein Wunder höchster Huld:
Gott wurde Mensch, der dann gelitten
Den Opfertod für Menschenschuld.

Wie durch Maria uns gekommen
Das erste süße Gottesglück,
Wird leicht durch sie der Weg genommen
Zu Gott, den man verlor, zurück.

Drum, schreckt dich ab des Vaters Strenge,
Und bangt dir vor des Richters Zorn,
Zur Mutter hin, o Mensch, dich dränge
Zum unbegrenzten Liebesborn.

Ja, geh zur Mutter, Erdenpilger,
Verirrt in dunkler Wüstennacht!
Kein Herz auf Erden führt dich will'ger
Zum Glück hinauf, zur Himmelspracht.

Zur Mutter geh! Was klingt doch süßer?
Wer hat zur Mutter nicht Vertraun?
Bist Sünder du, sie macht zum Büßer
Und läßt beim Kind dich Gnade schaun.

Zur Mutter geh! Was ist doch schöner
Als gehn zum Sohn an ihrer Hand? —
Und durch den Sohn, der dein Versöhner,
Zum Vater froh ins Heimatland?

O staunenswerte Gottesleiter!
O süßer Weg zur Himmelslust!
Ein Mutterherz ist dein Begleiter
Hinauf und heim an Gottes Brust.

Gar täglich lockt die Welt aufs neue
Und schwach ist oft der Mensch und blind:
Doch du, o Mutter, Einzigtreue,
Führ' uns zum Vater durch dein Kind!